Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 1 (1906-1907)

Heft: 17

Artikel: Stimmen und Meinungen

Autor: Ermatinger, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748286

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zweihunderttausend am Ufer treffen, ungerechnet diejenigen, welche im stygischen Gewässer schwimmen. Ich will mich aber nach Möglichkeit sputen. Sag' ihnen, ich werde bald zur Stelle sein.

Stimmen und Meinungen.*

Meine Beurteilung Heinrich Leutholds.

Offener Brief an Herrn Dr. H. Blattner.

Hochgeehrter Herr Doktor!

Als ich vor etwa drei Vierteljahren meinen Versuch über Heinrich Leuthold geschrieben hatte, war ich von vorneherein sicher, daß der Aufsatz den Widerspruch der Kritik herausfordern werde, wie das ja immer der Fall ist, wo ein durch selbständige Studien oder persönliche Erfahrungen gewonnenes Urteil konventionellen Ansichten entgegentritt. Ich hoffte aber im geheimen auch, daß die Arbeit bei einzelnen Geistern, die still ihren eigenen Weg gehen und nicht jeden Gedanken der öffentlichen Meinung hinwerfen, ein tieferes Echo wecken werde. Die eine wie die andere Annahme ist in Erfüllung gegangen. Ich habe mich der Zustimmung von Männern erfreuen dürfen, deren unbestechliches Urteil ich hoch schätze, und es ist mir von der öffentlichen Kritik kräftig widersprochen worden — „erfreulich einstimmig", wie Sie in Ihrem Artikel sagen, war dieses Preßecho freilich nicht. Aus manchen Äußerungen schloß ich, daß ich mich in meinem Aufsatz einer breiteren Aus-

* Alle Einsendungen in dieser Rubrik werden nur unter voller Verantwortlichkeit der Verfasser abgedruckt, müssen aber nichtsdestoweniger in ruhiger, sachlicher Weise abgefaßt sein und dürfen keine persönliche Spitze enthalten.

führlichkeit hätte bedienen sollen, die, wie ich nachträglich merke, in solchen Fällen nötig ist; ich glaubte aber, das weitere Urteil ruhig der Zeit überlassen zu dürfen. Jetzt aber zwingt mich Ihr eingehender Widerlegungsversuch im 16. Heft der „Berner Rundschau", aus meinem Stillschweigen herauszutreten.

Der Unterschied, der zwischen Ihrer und meiner Auffassung des Leutholdproblems besteht, ist meines Erachtens ein grundsätzlicher, nicht ein zufälliger. Ich muß also etwas weiter ausholen.

Der Hauptvorwurf, den Sie mir machen, und aus dem alle übrigen fließen, wendet sich gegen meinen Mangel an Mitleid oder Pietät gegenüber dem unglücklichen Dichter . . . Sie können sich dabei ja mit Erfolg auf das de mortuis nil nisi bene berufen, von dem in alter und neuer Zeit die Leichenreden so ergiebigen Gebrauch machen.

Erlauben Sie mir, Ihnen zuerst meine Ansicht über diesen Punkt zu sagen.

Sie wissen wohl, welches Unheil die laudationes funebres in der römischen Geschichte angerichtet haben, und welche Mühe die historische Kritik des 19. Jahrhunderts hatte, die Legenden zu zerstören, die durch jene Sitte entstanden waren. Nun, mir scheint, auch der Literargeschichtschreiber hat keine andere Aufgabe als die, die Lebenserscheinungen, welche er darstellen will, aller Zutaten zu entkleiden, die lediglich auf das Empfindungs- und Phantasieleben der Leser zu wirken bestimmt sind, vor dem prüfenden Verstande aber in nichts zerfließen; auch er soll ehrlich und reinlich sagen, was er auf Grund genauer und umfassender Quellenforschung und verstandesmäßiger Durchdringung des Stoffes für das Richtige hält. Weder menschliches Mitleid noch patriotische Erwägungen oder andere zufällige Gesichtspunkte dürfen ihn an seiner Objektivität hindern, die ja durch unberechenbare Dinge sowieso genug beschränkt ist. Dieser erste Grundsatz geschichtlicher und literarischer Kritik ist, soviel ich weiß, auch anerkannt und durchgeführt worden, solange es eine deutsche Kritik gibt; wenigstens hat Lessing, der sie geschaffen, treu darnach gehandelt.

Sie scheinen anderer Ansicht zu sein. Sie fordern, hochgeehrter Herr Doktor, daß ich, statt Leuthold mit dem kritischen Messer auf den Leib zu rücken, seine Blößen mit dem Mantel der christlichen Liebe hätte bedecken sollen, und Sie erwarten geradezu von dem „nächsten Dichter, der über Leuthold schreibt", er werde „den Armen nicht noch tiefer in die Hölle stoßen, sondern ihn eher mitleidig in den Himmel erheben". Ich will nicht mit Ihnen über Ihre Auffassung der literarhistorischen Methode rechten, muß Ihnen aber freilich gestehen, daß ich sie für einen zünftigen Literarhistoriker etwas sonderbar finde.

Doch halt! Sie wollen mit Ihrem Vorwurf ja gar nicht den Literarhistoriker in mir treffen, sondern den Dichter, und stimmen hierin mit einem andern Kritiker überein, der von dem Leutholdaufsatz schrieb, man hätte erwarten dürfen, daß der Dichter den Dichter weniger mit dem Verstande und mehr mit dem Herzen kritisiert hätte. Mit dem Herzen kritisieren! Eine merkwürdige Forderung im Munde eines deutschsprechenden Kritikers hundert Jahre nach Lessing! Wie läßt doch dieser seinen Nathan sagen?

„Die Phantasie,
Die in den Streit sich mengt, macht Schwärmer,
Bei welchen bald der Kopf das Herz und bald
Das Herz den Kopf muß spielen. — Schlimmer Tausch!“

Ich bekenne mich zu der Ansicht, daß auch der Dichter, sofern er als Kritiker auftritt, nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, in erster Linie seinen Verstand walten zu lassen, und diesen Grundsatz haben jene Dichter unerbittlich befolgt, zu denen wir — ich brauche das „wir“ wirklich niemals als „pluralis maiestaticus“, wie Sie, verehrter Herr Doktor, mir insinuieren — dankbar und demütig aufsehen, z. B. ein Schiller, Hebbel, Otto Ludwig.

Sie aber fragen, wo bleibt die Liebe, in diesem Falle also das Mitleid? Nun, nach meiner Auffassung ist das Mitleid eine rein menschliche Sache, nicht eine wissenschaftlich-kritische. Ich kann Ihnen versichern, daß ich als Mensch den armen Leuthold aufs tiefste bedaure; ja, das Mitleid mit ihm erscheint mir als etwas so Selbstverständliches, daß ich es gar nicht für nötig hielt, es als notwendige Voraussetzung bei meiner Arbeit noch besonders zu betonen. Vielleicht glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß es mir nicht leicht geworden ist, ihn so einzuschätzen, wie ich es getan. Es gab einst eine Zeit — ich war damals etwa zwanzig Jahre alt — wo ich ihn als Dichter höher zu stellen geneigt war als Gottfried Keller! Dann aber lernte ich, arbeitend und irrend, allmählich das schwere Korn vom tauben zu unterscheiden, und als ich dann aufs neue an den Menschen und Künstler Leuthold herantrat und die Zeugnisse gewissenhaft prüfte, die von ihm berichten, da konnte ich ihn nicht mehr unbedingt zum schweren Korn rechnen. Ich erschrak selber, als ich das Ergebnis vor mir sah; ich prüfte nochmals, und konnte es nicht ändern. Auch jetzt noch vermag ich's nicht; auch jetzt noch bin ich der Überzeugung, daß ich nur das gesagt habe, was ich als Resultat sorgfältiger Quellenforschung, reiflichen Nachdenkens und eigener künstlerischer Erfahrungen sagen mußte, ob es mir nun als Menschen angenehm sei oder nicht, selbst auf die Gefahr hin, den einen oder andern in irgendeiner lange gehegten Sympathie zu verletzen.

Daß ich da und dort das suaviter in modo noch etwas mehr hätte zur Anwendung bringen können, will ich Ihnen, geehrter Herr Doktor, gerne zugeben, freilich nur in untergeordneten Dingen. In grundsätzlichen Fragen betrachte ich rücksichtslose Wahrhaftigkeit als den edelsten Anstand.

Gerade diese Wahrhaftigkeit aber vermisse ich bei Leuthold. Nicht daraus, daß er gern in „dumpfen Kneipen" saß oder in seinem äußeren Leben nicht auf einen grünen Zweig gekommen ist, mache ich als „ziel- und würdebewußter seßhafter Bürger", wie Sie so hübsch sagen, dem armen Dichter einen Vorwurf. Ich sollte Ihnen eigentlich im Ernst zürnen, daß Sie mir nur so etwas zumuten konnten! Dann müßte ich ja über einen Christian Günther oder Multatuli gerade so wie über einen Fritz Reuter mit pfahlbürgerlichem Achselzucken und selbstgefälliger Pharisäermiene hinwegschreiten! Vollends, wie können Sie meinen, ich hätte die Ansicht, daß nur ein „geregelter Schulunterricht" dem Menschen ein festes Rückgrat geben könnte; da müßte ich ja auch Gottfried Keller preisgeben! Nein, nein, ich liebe mit Ihnen das Menschliche, wo und wie ich es finde, und meinetwegen mag der Künstler ein ordenbesäter Geheimrat oder ein zerlumpter Vagabund sein. Was ich verlange, das ist, daß er ein wahrhafter Mensch sei, daß seine Kunst organisch und ehrlich aus seinem Leben herauswachse, und daß dieses Leben einen sittlichen Gehalt habe, wobei ich unter Sittlichkeit nicht die konventionellen Sittengesetze verstehe. Dies aber vermisse ich bei Leuthold. Ich habe zum Beweis für seinen Mangel an Wahrhaftigkeit unter anderm das Zeugnis Paul Heyses angeführt, obgleich ich wohl weiß, daß der Dichterkollege unter Umständen ein gefährlicher Zeuge ist; aber ich nahm an, daß Heyse, für dessen Lauterkeit die enge Freundschaft mit einem Gottfried Keller oder Storm bürgt, es in seinen Lebenserinnerungen nicht könne darauf abgesehen haben, dem unglücklichen toten Genossen den hämischen Eselstritt zu geben, und daß er jene Dinge wohl nicht geschrieben hätte, wenn es nur vereinzelte Äußerungen eines widerspruchsvollen Charakters, nicht typische Erscheinungen eines im innersten Kern zerfressenen Menschen gewesen wären. Sie scheinen anderer Ansicht zu sein und haben jene Zeugnisse zu entkräften versucht. Sie sagen: „Darf man wirklich so ‚folgern'? Nein, und abermals nein! ‚Und sollte sich's nicht widersprechen?' fragt jeder Barmherzige mit Goethe."

Da möchte ich mir doch erlauben zu fragen: Seit wann ist's Sitte im wissenschaftlichen Leben, urkundliche Zeugnisse durch Dichterzitate zu widerlegen?

Indessen, ich habe mich bei der Beurteilung Leutholds nicht allein auf die Zeugnisse von ihm selbst und andern gestützt, sondern mir Mühe gegeben, das Problem Leuthold, so gut ich es vermochte, ästhetisch-

psychologisch zu ergründen, indem ich ihn in einen größeren Zusammenhang einreihte. Es sollte so das Typische seiner Erscheinung nachgewiesen werden, was nach meiner Ansicht das Endziel nicht nur der Dichtung, sondern auch der Wissenschaft ist. Um meine Ansicht über ihn nicht als das zufällige Urteil eines übelwollenden Kritikers, sondern als das notwendige, auf spekulativer und empirischer Grundlage ruhende Ergebnis sorgfältiger Forschung darzustellen und ihm so wahrhaft gerecht zu werden, holte ich in der Einleitung so weit aus und zog verwandte Erscheinungen aus den antiken Literaturen und aus der neueren französischen Dichtung bei. Sie scheinen dieses grundsätzliche Fundament meiner Leutholdauffassung für richtig zu halten, wie ich aus Ihrem Artikel schließe. Sobald aber nun die aus den prinzipiellen Erörterungen gewonnenen Gesichtspunkte auf Leuthold selbst angewendet werden sollen, so lehnen Sie diese Folgerung ab. Ob Ihnen das Mitleid hier nicht einen Streich gespielt hat, das begreiflicherweise einem alten Römer gegenüber schweigt, sich aber sofort regt, wenn von dem Landsmann die Rede ist?

Gewiß, ich habe mich durch meine einstige überhohe Schätzung Leutholds und durch das Interesse für das Problem des Formalkünstlers verleiten lassen, einen recht umständlichen Weg bei der Entwicklung meiner Ansichten einzuschlagen. Das sagte ich mir selber schon lange, Sie können sich darum denken, wie verblüfft und beschämt ich war, als ich in Ihrem Artikel las, daß ich ganz unrecht gehabt hätte, „einen Leuthold, der über der Philosophie seines eigenen Lebens um den Verstand gekommen ist, neben die Hochbegnadeten (Keller, Meyer, Gotthelf), welche die ganze Welt mit großen, klaren Augen gemessen haben", zu stellen. Glauben Sie mir, ich traute meinen Augen kaum, als ich dies las! Wie? Dann wären wir ja in der Würdigung Leutholds völlig einig, und einig auch darin, daß ihm, wie Sie am Schlusse sagen, seine Verehrer mit dem Wunsche, alles gedruckt zu sehen, hart genug zusetzen! Seltsam! Ich ging ja auf nichts anderes aus, als eben zu beweisen, daß die Redensart von der Trias der großen Schweizerdichter der neueren Zeit, Keller, Meyer und Leuthold, eine der bekannten, von Mund zu Mund gehenden Gedankenlosigkeiten sei! Und ich meinte noch umständlich begründen zu müssen, was nach Ihrer Meinung ein Axiom ist!

Und doch bin ich froh, daß ich bei der Prüfung des Menschen und Künstlers Leuthold so umständlich-prinzipiell zu Werke gegangen bin. Denn nun darf ich mit aller Entschiedenheit den Vorwurf zurückweisen, den Sie am Eingange Ihres Artikels aussprechen, indem Sie die Leute, die meinen Aufsatz lesen, vor blindem Autoritätsglauben warnen. Erstens bin ich keine Autorität, sondern nur ein Mensch, der sich Mühe gibt, selber gegen jeden blinden Autoritätsglauben anzukämpfen. Einen

Beweis für dieses Streben glaubte ich in meinem Leutholdaufsatz zu geben, den ich im wesentlichen nur als persönliches Bekenntnis aufgefaßt wissen will. Meine Ansicht über den Dichter mag schief sein, gut; dann aber erwarte ich, daß sie mit sachlichen Gründen widerlegt werde. Zweitens glaube ich sagen zu dürfen, daß ich den Lesern meiner Studie nicht einfach eine autoritative Meinung aufgedrungen, sondern ihnen auf induktivem Wege und, wie ich meine, mit ausreichender Beweisführung meine Ansicht über Leuthold entwickelt habe. Ich setzte freilich dabei voraus, daß der Leser auch hie und da zwischen den Zeilen das bekannte granum salis finde. Denn mir scheint, jeder Schriftsteller sollte so viel Hochachtung vor dem Publikum haben, daß er nicht ein langes und breites alle die halben und Viertels-Gedanken auskramt, die sich auch noch zur Sache anführen ließen, sondern dem eigenen Verstand des Lesers ein paar Nüsse zu knacken übrig läßt. Langweilig vollends finde ich es, Selbstverständliches breitzutreten.

Ich fürchte, gegen diesen Grundsatz hier schon allzusehr gesündigt zu haben. Lassen Sie mich daher schleunigst enden!

Mit freundschaftlichem Gruß bin ich

Ihr ergebener

Winterthur, 31. März 1907. Emil Ermatinger.

Abschied.

Wir haben zusammen gebummelt,
Wir haben zusammen gestrebt,
Wir haben Liebes und Leides
Getreulich zusammen erlebt.

Wir haben zusammen gekochten,
Wie klangen die Klingen so gut!
Wir tranken soviel als wir mochten
Und haben gesehn, wie es tut — —

Die Augen gehen mir über — — —
Dies alles ist nun vorbei,
Und traurig ziehn wir hinüber
Ins Land der Philisterei!

Emil Schoch.